



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schoener, R.: Pater Curci über den Vatikan und Italien. I .

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Pater Curci über den Vatikan und Italien. *)

Von Dr. R. Schoener.

I.

Außerordentlich groß war in Italien das Aufsehen, welches vor wenigen Monaten ein italienischer Jesuitenpater erregte, ein Mann, der seit zweiundfünfzig Jahren der Gesellschaft Jesu angehörte, und nun mit kühnem Freimuth gegen das System der Curie sich erhob und öffentlich erklärte, daß man „mit Geist und Herz der Heiligen Kirche eng verbunden bleiben, recht wohl das einige und unabhängige Italien lieben könne, wie es der Herrgott theils gemacht, theils hat machen lassen; und daß man auch die modernen Freiheiten lieben kann, wenn schon nicht als das allervollkommenste Ding, so doch als Convenienzen, aus denen, da sie einmal sind und sein müssen, Jeder suchen muß das größtmögliche Heil zu ziehen, um ihre Uebel abzuschwächen.“ Das sind Worte aus der Vorrede zu dem mit gewaltiger Spannung in ganz Italien erwarteten Buche des Pater Curci, das derselbe als eine Erklärung der Controversen und Vorgänge, welche seinen gezwungenen Austritt aus dem Jesuitenorden herbeigeführt, und als eine weitere Ausführung früherer brieflicher Vorschläge veröffentlicht hat. Das Buch hat den Titel: „Der moderne Zwiespalt zwischen der Kirche und Italien, betrachtet aus Anlaß eines besonderen Vorfalles.“ **) Es ist in zwei Monaten geschrieben und am 30. Dez. vorigen Jahres ausgegeben worden.

Der schon in hohem Alter stehende Florentiner Jesuitenpater ist durch seine Predigten, seine zahlreichen kirchlichen Schriften und eine höchst fruchtbare Thätigkeit als klerikaler Literat längst eine bekannte Persönlichkeit. Im vorigen Sommer hieß es, daß heftige Controversen zwischen ihm und den kirchlichen und Ordensautoritäten ausgebrochen, Censuren und disziplinarische Maßregeln gegen ihn verhängt worden seien, und zwar weil ohne sein Zuthun die Veröffentlichung eines schon zwei Jahre früher geschriebenen vertraulichen Briefes an den Heiligen Vater erfolgt war, in welchem Curci die Absurdität des feindseligen Verhaltens der Curie gegen die italienische Regierung und die Nothwendigkeit einer Aussöhnung zwischen beiden nachzuweisen suchte,

*) Wir geben nachstehend den Hauptinhalt des viel genannten Werkes jenes Mannes, der soeben von Leo XIII. aus seiner Strafverbannung nach Rom als Rathgeber berufen wurde.
D. Red.

**) „Il moderno dissidio tra la Chiesa e l'Italia, considerato per occasione di un fatto particolare da C. M. Curci Sacerdote. Firenze, Fratelli Bencini editori 1878.“ — Schon am 20. März sollte die französische Uebersetzung erscheinen, für welche, wie es heißt den Verlegern 30,000 Francs geboten worden sind.

auf Grund tief religiöser und patriotischer Anschauungen und mit dem Ausdruck größter Verehrung gegen den Papst. Diese von Curci nicht verschuldete Veröffentlichung des Briefes und die darin entwickelten Ansichten zogen dem Vater eine erbitterte Verfolgung zu — angeblich nicht von Seiten des Papstes, der noch nach der Kenntnißnahme des Briefes dem Verfasser sein Wohlwollen bezeigt hatte, sondern von der intriguanten, herrschsüchtigen, unduldsamen hierarchischen Partei, welche nach Curci's Meinung ohne den Willen des Kirchenoberhauptes die verderbliche Feindseligkeit der Kirche gegen den Staat geschaffen und genährt hat. Diese Partei sah in Curci, dem Vorkämpfer einer Verständigung zwischen Staat und Kirche, ihren gefährlichsten Feind, und da sie auch auf die Ordensleitung, d. h. den alten Jesuitengeneral, Einfluß hatten, so brachte sie mit allen in jenen Kreisen erlaubten Mitteln den verhassten Gegner dahin, daß er aus dem Orden scheiden mußte.

Der Vater Curci entschloß sich dazu nach langem Ringen, weil er die für das Bleiben gestellte Bedingung des Widerrufs „der Zurücknahme und Dammung der Schrift von 1875 und alles dessen, was in derselben stehe und in den gedruckten Büchern, öffentlichen Reden und Privatgesprächen sich kennzeichne, weil es den Vorschriften und Anordnungen des Heiligen Stuhles und des Kirchenoberhauptes, den Bestimmungen des Syllabus und den andern von der höchsten kirchlichen Autorität ausgegangenen Akten widerspreche“ mit gutem Gewissen nicht glauben zu können; und zwar deshalb nicht, weil er nicht anerkennen konnte, daß die Ausöhnungsvorschläge seines Briefes an den Papst den kirchlichen Gesetzen in irgend einer Hinsicht widersprächen.

Gleich nach seinem Austritt aus dem Orden am 27. October vor. Jahres machte sich Curci an die Abfassung der uns vorliegenden Schrift, die, wie er sagt, nicht nur seinen Standpunkt rechtfertigen, sondern allen kirchlich und patriotisch gesinnten Italienern eine wichtige Enthüllung geben solle, nämlich die, daß die Unversöhnlichkeit der Kirche gegenüber Italien nur durch eine kolossale Lüge unter Mißbrauch des Namens der obersten Kirchenleitung für einen Grundsatz der letzteren und für religiöse Pflicht ausgegeben wurde, daß im Gegentheil das Wesen und die Geschichte der Kirche, ihre Bestimmung und ihr eigenes Interesse sie auf eine Ausöhnung mit geschichtlichen Thatsachen, wie die Bildung des einigen italienischen Staates, hinweisen. Den letzteren Nachweis kann man als in Curci's Buche vollständig geführt erachten, da die angeführten Beispiele beweisen, daß in andern ganz ähnlichen Fällen die Kirche wohl oder übel mit ihren Gegnern sich verständigt und auch bedeutende Einschränkungen ruhig ertragen hat. Damit ist der weitere Beweis geliefert, daß das unversöhnliche Verhalten der Curie unter Pius IX. unberechtigt und ein Fehler war, was ja auch durch specielle und innere Gründe bestätigt

wird. Auch den Nachweis erbringt Curci, hauptsächlich durch sein eigenes Schicksal, daß jener Fehler in der Hauptsache nicht der Kirche und ihrem Oberhaupt, sondern einer kleinen aber mächtigen und verderblichen Partei herrschsüchtiger Fanatiker zur Last fällt, die einerseits den Papst in ihrem Sinne bearbeitet, andererseits ihren eigenen Willen läugnerisch für den des Papstes und des heiligen Geistes ausgegeben. Nur der Beweis scheint nicht vollständig erbracht, daß sie allein die Schuld trägt, wie es Curci in seinem frommen Eifer, die Kirche und den Papst von aller Verantwortung für die verderblichen Folgen zu befreien, beweisen möchte.

Die im Vorstehenden skizzirten Punkte nehmen den größten Raum unter den ziemlich lose und eigentlich nur durch den persönlichen Urtheil des Verfassers zusammengehaltenen Parteen des Buches ein. Dennoch scheinen sie nicht gerade die interessantesten. Diese sind vielmehr die Begründungen und weiteren Ausführungen der Vorschläge zu einem Concordat zwischen dem heiligen Stuhle und der italienischen Regierung, und auf diese wollen wir im Folgenden ausschließlich unsere Betrachtung richten. Sie wird nach zwei Richtungen hin interessant und belehrend sein; einerseits durch die Erkenntniß, daß auch ein höchst kirchlich gesinnter Jesuit das patriotische Verlangen nach Anerkennung der nationalen Einigung haben kann, andererseits durch die Wahrnehmung, wie auch der ehrliche Mannessinn unter dem Jesuitenhut der zweifelhaften Mittel *ad maiorem Dei gloriam* nicht entzathen zu können glaubt und wie er trotzdem des ehrlichen Sinnes wegen den Seinigen ein Greuel wird.

Der erwähnte vertrauliche Brief an Pius IX., im Juni 1875 geschrieben, und erst im vorigen Jahre durch eine Indiscretion in der päpstlichen Kanzlei an die Oeffentlichkeit gelangt, war nicht die erste Schrift, in welcher der Vater Curci seine selbständige und anti-vatikanische Ansicht über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche offenbarte. Schon ein Jahr vorher, im Juni 1874, hatte er in der „Grund des Werkes“ betitelten Vorrede zu den zwei ersten Bänden seiner „Exegetischen und moralischen Vorlesungen“ sich freimüthig über die kirchenpolitischen Zustände ausgesprochen, was ihm bereits damals Tadel und Haß von Seiten der fanatischen Klerikalen eingetragen hatte. Bestimmte und höchst energisch ausgesprochene Vorschläge macht er jedoch erst in dem Briefe, von dem wir deshalb ausgehen wollen. Der Angelpunkt seiner Auseinandersetzungen ist, wie er selbst sagt, die Thatfache, „daß gegenwärtig eine Rückkehr Italiens zu dem früheren Zustande, mit ausdrücklicher Einschließung der weltlichen Macht des Papstes, wie sie bis zum 20. September 1870 war, unmöglich geworden ist. Diese Thatfache wird von Allen, welche geschichtliche Ursachen und Wirkungen verstehen, anerkannt werden. Von der vatikanischen

Partei unter Pio nono wurde sie natürlich nicht anerkannt, woraus folgt, daß sie auch alle darauf gegründeten Folgerungen Curci's bestritt und bekämpfte. Für ihn aber folgt daraus mit logischer Nothwendigkeit, daß die Kirche, wenn sie nicht ihrer Mission untreu werden will, sich mit den bestehenden Thatfachen ausöhnen muß und daß der bisherige Widerstand ein schwerer Fehler ist. Dies sucht Curci zu beweisen, ohne daß er im Entferntesten an eine Unterwerfung der Kirche unter den Staat und an die Anerkennung der Staatsgewalt als höchster weltlicher Autorität denkt, sondern indem er im Gegentheil an dem Vorrang der von Gott stammenden kirchlichen Autorität festhält und eine Verständigung mit dem Staate verlangt, welche die Geltendmachung dieser Autorität sichert, wodurch nach seiner Meinung auch dem Staate aufs Beste gedient ist.

Curci kennt allerdings keinen andern staats-, religions- und gesellschafts-philosophischen Standpunkt (als den der scholastischen Theologie: des Thomas Aquino Lehre ist für ihn die unantastbare Grundlage der staatlichen und socialen Ordnung. Demgemäß steht es für ihn fest und ist mit seiner vollen Zustimmung mehrfach und noch in neuester Zeit von der Kirche erklärt worden, daß „eine Souveränität zur Unabhängigkeit des Papstes unentbehrlich ist“ und daß „das weltliche Reich des Heil. Stuhles durch einen besonderen Rathschluß der göttlichen Vorsehung dem Römischen Pontifex verliehen worden und daß dasselbe nothwendig ist, damit der Römische Pontifex, ohne irgendeinem Fürsten oder einer bürgerlichen Gewalt unterworfen zu sein, die hohe Gewalt die ganze Heerde des Herrn zu weiden und zu regieren und die göttliche von Christus selbst empfangene Autorität in der gesammten Kirche mit vollster Freiheit ausüben und für das mehrere Wohl, den Nutzen und die Bedürfnisse derselbigen Gläubigen sorgen könne“.*) Soweit stimmt Curci vollständig mit der extremsten clerikalen Partei überein. Die entscheidende Abweichung vollzieht sich erst in der Deutung jener Worte. Die Fanatiker ziehen daraus die Consequenz, daß die Einziehung des Kirchenstaates Teufelswerk und seine Wiederherstellung mit allen Mitteln anzustreben sei und geben diese Ansicht auch für die des Papstes aus. Curci erklärt das für Betrug, behauptet, daß man auch die Aufhebung der weltlichen Papstmacht als von der göttlichen Vorsehung zugelassen acceptiren müsse, daß die letztere auch in anderer Weise die Unabhängigkeit des Pontifex sichern könne, und daß, wenn eine Souveränität desselben nöthig sei, sie durchaus nicht genau so beschaffen sein müsse, wie sie vor dem 20. September 1870 war. —

*) Worte der Allocution vom 9. Juni 1862, welchen die anwesenden und später auch viele andere Bischöfe zustimmten.

Sehen wir nun zuerst, welche Schäden für Italien und die Kirche der Vater Curci aus dem bisherigen Verhalten entsprossen sieht und welche ihm die Nothwendigkeit einer Umkehr der Curie zur Ueberzeugung gemacht haben. Man wird sagen müssen, daß er scharf gesehen und nicht weniger scharf gesprochen hat.

Die Meinung der fanatischen Partei, durch deren Bestreitung Curci den Sturm der Verfolgung gegen sich heraufbeschworen hat, ging dahin, daß eine Restauration des Kirchenstaates zu erstreben und nahe bevorstehend sei. Nach seiner Meinung ist „diese Zuversicht, welche durch eine Fluth von falschen Schlüssen, Unverschämtheiten und Schmeicheleien sich zur Gewißheit eines Dogmas hat erheben wollen, gegenwärtig die Ursache der größten Uebel für die Kirche und Italien“. Als die drei schwersten dieser Uebel bezeichnet er schon in seinem Briefe an den Papst die Nichttheilnahme der guten Katholiken am parlamentarischen Leben, die Entfremdung aller guten Patrioten von der Kirche, in welcher sie eine Feindin des einigen Vaterlandes sehen, und die Hinüberdrängung der italienischen Regierung von dem durch die Curie caressirten Frankreich zu dem keizerischen Deutschland. Bekanntlich war einer der ersten Züge der vatikanischen Taktik gegenüber dem neu constituirten Italien die Ausgabe der Parole an die Kirchenfreunde: „Weder Wähler noch Gewählte!“ Dadurch wurde, wie Curci sagt, „— einziges Beispiel in der Geschichte und auch einzig unter allen anderen Nationen — ein christliches Volk der einzigen Waffe beraubt, welche es gesetzmäßig zu seiner Vertheidigung ergreifen könnte und (hier wird man gleich über die Grundanschauung des Verfassers klar werden!) ganz und gar dem Schacher der Ungläubigen und Atheisten überlassen, die es nun nach ihrem vollsten Belieben abschlachten können.“ Wie das italienische Volk über das „Abschlachten“ denkt, wenn es die Wahl hat zwischen dem päpstlichen Regiment und der nationalen Regierung, hat es durch sein Plebiszit vom Jahre 1871 bewiesen. Sehr mit Recht aber wirft Curci den Klerikalen entgegen: „Jedenfalls ist es lächerlich sich zu beklagen, daß im Parlament und im Senat nach Art von Gottlosen geredet und gehandelt werde, nachdem man mit allen Mitteln verhindert hat, daß Christen dort eintreten.“ In der That halten die klerikalen Zeloten noch heute an der Taktik fest, durch Nichttheilnahme am Wählen und der Parlamentssthätigkeit auch gegen die Berechtigung derselben schweigend zu protestiren, ja sie desavouiren Diejenigen, welche in der Kammer für die klerikalen Interessen sprechen, um sie nicht als Vertreter der Kirche erscheinen zu lassen. Dieser monströse Vorfall trug sich u. a. bei der vorjährigen Debatte über die Einschränkung der predigenden Geistlichen zu. Ein Redner, welcher energisch für Belassung der vollen Redefreiheit der Geistlichen gesprochen hatte, mußte sich deshalb von einem klerikalen Journal

in der rücksichtslosesten Weise abkanzeln lassen, weil er bei seinem Vorgehen ganz unberechtigter Weise sich zum Anwalt der Kirche aufgeworfen habe, welche in dem usurpatorischen Parlament keinen Anwalt brauche und wolle! „Ich glaube nicht,“ sagt Pater Curci darüber, „daß man sich eine dümmere Arroganz und eine niedrigere Hofdienerei denken kann als diese.“ Weil in Folge dessen Niemand mehr für die Kirche auftrat, gingen natürlich die Gesetze gegen sie durch, und ihre Anwendung entbehrte nicht immer der Härte, während nach Curci vielleicht manches kirchengegnerische Gesetz durch die Anwesenheit von 40 bis 50 „katholischen“ Deputirten verhindert worden wäre. Ja er führt als einen Ausspruch Rattazzi's an, daß, wenn dreißig katholische Abgeordnete im Parlament gewesen wären, die Regierung nicht nach Rom gekommen sein würde, was allerdings stark bezweifelt werden darf, „so daß das ganze Verdienst dieses Factums, daß so verhängnißvoll für die Kirche und so schmerzlich für den Papst wurde, in letzter Instanz auf Rechnung Derjenigen zu setzen sei, welche unter dem Scheine, der Kirche und dem Papste zu dienen, die Straße, auf der man sie angreifen konnte, vor dem einzigen ernstlichen Hindernisse säuberten, das dort angetroffen werden konnte.“ Es ist gesagt worden, daß gerade diese obstinaten Zeloten im Dienste der Regierung gestanden wären. Curci sagt: „Ich glaube das nicht und habe es nie geglaubt; aber man kann nicht läugnen, daß sie das volle Verdienst haben, weil in der That die Regierung, wenn sie antikatholische Absichten hatte, niemals von Jemandem besser bedient werden konnte, als von gewissen katholischen Journalen.“

Nicht genug, gegen das Zustandekommen antikirchlicher Gesetze nichts gethan zu haben, thaten die Fanatiker Alles, ihre Ausführung härter zu machen oder erscheinen zu lassen. „Von den Zeloten wurden die Staatsbeamten als Kirchenräuber, Exkommunicirte, Usurpatoren betrachtet, wie wenn sie gestern mit eigenen Händen dem Papste die Krone von der Stirn gerissen hätten. In dieser Bemühung zum Zorne zu reizen und gerechte Empfindlichkeiten zu erregen, vollführten die hitzigsten Vertreter der katholischen Presse Heldenthaten, welche der Geschichte würdig sind.“ Als ein Beispiel dieser Art führt Curci die Beurtheilung an, welche in einem klerikalen Journal der vom Unterrichtsminister angeordneten Inspektion der bischöflichen Seminare zu Theil wurde. Natürlich trug die Begegnung zwischen den geistlichen Anstaltsvorstehern und den Regierungsbeamten nicht überall den gleichen Charakter, da derselbe wesentlich von den Persönlichkeiten abhängen mußte. In manchen Fällen verlief der Akt unter beiderseitiger Beobachtung höflicher Formen auf das Befriedigendste; in anderen brachte schroffes oder widerspenstiges Auftreten unangenehme Recontres hervor. „Eine von jenen Schlangen,“ sagt Curci, von einem klerikalen Journalisten sprechend, „besaß einen Strahl Geißer für beide Fälle: Im Falle der

Höflichkeit (des Regierungskommissars) schilt er ihn Feigling, der vor der außerordentlichen Macht der Kirche erbleicht, hinter welcher die famosen von Napoleon I. gefürchteten hunderttausend Bajonette stehen . . . ; im Falle der Barschheit schleudert er ihm die „barbarische Uebermacht“ in's Antlitz, welche keine Rücksicht nimmt auf die waffenlose Schwäche der Kirche, der liebevollen, zärtlichen Mutter und so weiter.“ Daß es bei dieser in andern Ländern unerhörten, ungerechten und pöbelhaften Feindseligkeit gegen die Vertreter der öffentlichen Autorität noch nicht zu viel schärferen Maßregeln gegen die Kirche und zu einem verstärkten „Kulturkampf“ (er braucht das Wort wie die Bezeichnung einer Strafmaßregel) und einer „Verfolgung alla prussiana“ gekommen ist, hält Curci für eine wunderbare und hoch zu preisende Zügung der Vorsehung, findet jedoch daneben auch einen natürlichen Grund in dem noch immer auch bei den Antiklerikalen lebendigen religiösen Gefühl, auf welches er seine Hoffnungen einer Wiederbekehrung Aller baut. Dennoch sind bis jetzt die Schäden und die Gefahr des Zwistes viel größer als die Hoffnungen, und zwar ein zweiter Schaden noch verderblicher als der besprochene der Ausschließung vom Staatsleben, nämlich die Entfremdung des patriotischen Laienthums von der Kirche, welche ihnen als Feindin der größten patriotischen Güter der Einheit und Freiheit Italiens und des modernen Fortschritts gelten muß. Curci trägt kein Bedenken, die ganze Schuld daran jenem klerikalen Fanatismus beizumessen, welcher in blindem Haß gegen die neue Regierung wüthete und ihren baldigen Sturz anstrebte. „Ohne Zweifel“, sagt er, war Jedem gestattet, nach Belieben Vermuthungen und Hoffnungen darüber zu hegen. Aber daß man diese Vermuthungen und Hoffnungen mit allerlei, auch unwürdigen, Kunstgriffen hat aufrecht erhalten wollen; daß man versucht hat, sie als katholischen Glauben und als Gewissenspflicht hinzustellen, ja, was noch schlimmer ist, sie als Richtschnur des Handelns vorzuschreiben, das müßte man als das Verbrechen eines ungeheuren Betruges qualifiziren, der an der Nation begangen wird, sowie als flagrante Unterdrückung der Wahrheit, wenn man nicht denken könnte, daß die Meisten sich dazu hergeben, aus Ergebenheit gegen eine vermuthete Autorität und aus einer glühenden aber urtheilslosen Devotion.“

Die junge Generation, welche der modernen Umwälzung zugehört, ist nach Curci's Meinung keineswegs von vornherein irreligiös und antikirchlich gewesen. Sie wurde es erst durch die Haltung der Kirche, welche das einige und unabhängige Vaterland, das Ziel aller patriotischen Wünsche, zu zertrümmern trachtete. „Da man zur Stunde die weltliche Papstgewalt in der früheren Form nicht wiederaufrichten kann, ohne die Einheit Italiens zu zerstören, so ist es natürlich, daß Italien den Vatikan, der nach jener Wiederaufrichtung

trachtet, und damit sozusagen auch die Kirche, als Feinde betrachtet und alles Mögliche thut, um sie zu schwächen; und in ihrem Sinne haben jene Männer Recht und thun wohl, indem sie zu einer solchen Kirche sagen müssen: *Mors tua vita mea* So bringt man durch dieses Trachten, ohne irgend einen Nutzen daraus zu ziehen, einen unfruchtbaren aber erschreckenden Haß unter zahllose Italiener, welche sonst der Kirche nicht abgeneigt wären, aus diesem Grunde aber ihre heftigsten Gegner sind." Diese werden sich niemals mit der Kirche ausöhnen, solange dieselbe sich dem Vaterlande feindlich zeigt. Denn ein freies und einiges Vaterland wollen sie unter allen Umständen haben, und nimmermehr dulden den unnatürlichen und unwürdigen Zustand der Vergangenheit, den sie mit soviel Mühe, Geduld und Opfern endlich beseitigt haben, und der, was sie am meisten empört, nur mit Gewalt fremder Waffen wiederhergestellt werden könnte. Der gerechte Argwohn, daß die Alerikalen solche hochverrätherische Bestrebungen verfolgen und zu diesem Zwecke mit Frankreich liebäugeln, zieht ihnen und dadurch auch der Kirche den Haß der Patrioten zu, während zahllose Andere durch die Wahrnehmung, wie die Kirche sich in so elende weltliche Intriguen einläßt, mindestens indifferent gegen sie werden — ein neuer unberechenbarer Schaden für die Seelen, welchen Die verschuldet haben, welche, „auf eigene Faust sich als Vertreter des Katholicismus hinstellend, jene Restauration zum dreizehnten Artikel des Glaubensbekenntnisses gemacht haben und, die andern nicht gerade theuer verkaufend, sich in Betreff dieses neuen unnahbar, unerbittlich gezeigt und ein unendlich Geschrei darüber erhoben haben“, während sie gegen Diejenigen, „welche fortfahren sich ausdrücklich als Christen zu zeigen, ohne in Allem den dreizehnten Artikel zu bekennen, die beiden furchtbaren Werkzeuge der (Denunzirung als) „„Liberal-Katholische““ und des Syllabus spielen lassen und im Handumdrehen sie in die Acht erklären“. Und doch ist diese fanatische Partei, die nur durch Aufblähen, Selbstverherrlichung, Erfindungen, Lügen und großes Geschrei zu ihrem Ansehen gelangt ist, in Wahrheit „so auffallend armselig, daß man wahrlich an unserem armen Vaterlande verzweifeln müßte, wenn sie den ganzen Katholicismus ausmache“. Aber sie hat bewirkt, daß der gebildete und vaterlandliebende Theil des Volkes, vor eine schmerzliche Alternative gestellt, „sie aufgab und sich an Italien angeschlossen“, daß also die besten Elemente der Nation sich von der Kirche abwandten.

Noch größer erscheint dem Vater Curci der dritte aus der Haltung der Kirche oder vielmehr der fanatischen Restaurationspartei hervorgehende Schaden „vielleicht der unheilvollste von allen, die aus jenem verwünschten (*mal augurato*) Zwiespalt entspringen; und er ist so düster, so voll unglückseliger Vorbedeutungen, daß er von Keinem, der unter uns aufrichtige Liebe zur Kirche und zum Vaterlande hat, ohne Schrecken betrachtet werden kann". Wir

Deutsche kommen hier zu dem für uns interessantesten Punkte der Curci'schen Ausführungen. Denn jene unheilvollste, düstere und Schlimmes bedeutende Thatsache ist für ihn nichts Anderes als die Nothwendigkeit, daß — nach den Worten seines Briefes — „am Ende Italien, in seiner Existenz bedroht von jenen Bestrebungen des päpstlichen Rom, welches in dem Verzicht oder in der Unmöglichkeit eigenen Handelns zu jenem Zwecke Hilfe von auswärts und speciell von einem künftigen katholischen Frankreich erwarten muß — daß Italien, sage ich, so in die Enge getrieben, sich nothwendig von Frankreich trennen und bei den Feinden der Kirche eine Stütze suchen muß, besonders bei dem neuen Deutschland, das heute an deren Spitze steht“. Diese Worte zeigen klar genug, was man von des Pater Curci vermutheter Freisinnigkeit zu halten hat und wie er nicht im Entferntesten daran denkt, in dem Kulturkampf trotz seiner Verwarnungen gegen den Klerikalismus sich auf die Seite des Staats und der modernen Gesellschaft zu stellen. Sie zeigen zugleich, von welchen Anschauungen seine Reformideen ausgehen und von welchem Geiste seine später zu berichtenden Ausgleichsvorschläge durchweht sind. Kein Kampf der Kirche gegen den Staat, sondern geschickte Ueberwindung desselben; kein Kampf des Staats gegen die Kirche, sondern freiwillige Unterwerfung unter dieselbe — das ist der Kern seiner politischen Weisheit.

Der neuerliche Sieg der republikanischen Partei in Frankreich, für die ganze zivilisirte Welt ein Triumph der Freiheit und des Fortschritts gegenüber politischer und päffischer Despotie, ist für den Pater Curci ein Sieg der „in Frankreich seit ungefähr einem Jahrhundert bekannten und geübten Prinzipien, die zum größten Theil jeder bürgerlichen Vervollkommenung fremd oder zuwider sind,“ und bedeutet, „daß jene hochedle Nation sich nun ganz legaler, man kann sogar sagen legitimer Weise der Willkür von Menschen preisgegeben sieht, welche auf ihren äußersten Ruin hinarbeiten; und das zum Frommen eines Rivalen, der, wie man wohl begreift, vor einem Feinde wie Frankreich niemals wahrhaft sicher sein wird, bevor er ihn vernichtet hat“ — Das hat Gambetta sich wohl nicht träumen lassen, daß sein Sieg den Deutschen zur Vernichtung Frankreichs verhelfen wird! In Italien steht es nach Curci's Ansicht noch nicht ganz so schlimm. Doch geschieht alles Mögliche, um es dahin zu bringen durch die neuen Sitten, den neuen Unterricht, die schlechte fortschrittliche Presse, die Gedankenfreiheit, die gottlosen Universitätslehrer und „die unermüdliche Unruhe im menschlichen Verkehr: die erstaunliche Fruchtbarkeit, welche die Presse gewonnen, die Dampfschiffe, die Eisenbahnen und Telegraphen, welche die neuesten und wirksamsten Instrumente derselben sind, die Ausstellungen und Kongresse, welche ihre

beiden ausdrucksvollsten Manifestationen darbieten und zugleich ihr die mächtigsten Antriebe geben". — Also auch die Räder der Dampfschiffe treiben zum Ruin Frankreichs und Italiens und zum Triumph des keiserlichen Deutschland! Das Resultat des umfassenden Verkehrs und Gedankenaustausches unter den Menschen wird nach Curci eine allgemeine Unifikation sein, die er übrigens auf Grund der heiligen Schrift als Vorboten der Erscheinung des Antichrists und des jüngsten Gerichts betrachtet, und die mit einer größeren Verschmelzung innerhalb der einzelnen Racen und Nationenkomplexe beginnen wird. Von den drei die christliche Zivilisation vertretenden Racen, der lateinischen teutonischen und slavischen, ist die erstere, deren Hauptnationen die Italiener und Franzosen sind, bisher die Lehrerin und Meisterin gewesen, und zwar war Italien gewissermaßen das Haupt, Frankreich der Arm „der einzigen wahren Kirche, des Katholizismus". Seit dem Jahre 1870 ist das anders geworden, und der Vater Curci sieht voraus, daß „binnen Kurzem die Vorherrschaft der Welt zwischen zwei Reiche getheilt sein wird, ein teutonisches, welches die Häresie, und ein slavisches, welches das Schisma repräsentirt, unter verhältnißmäßigem Herabsinken des lateinischen Stammes, dessen Haupt nicht mehr der Höhe seiner Aufgabe gewachsen und dessen Arm durch viele Umstände geschwächt ist".

Hier kehrt nun Curci zu seinem Argument zurück. Wodurch würde der Ruin der lateinischen Race zu Gunsten der andern noch am gefährlichsten beschleunigt werden? Offenbar durch den Krieg zwischen dem Haupt und dem Arm, zu welchem die fanatische Partei, unterstützt von der klerikalen Presse, hindrängt, weil sie kein anderes Mittel sieht wieder zur weltlichen Herrschaft zu gelangen. In Wahrheit ist kein anderes Mittel vorhanden, und es bleibt also, um seine schrecklichen Folgen zu vermeiden, nichts übrig als, wie Curci ganz richtig sieht, auf die Restauration der weltlichen Macht zu verzichten und ein anderes Mittel zur Wahrung der geistlichen Souveränität und des überirdischen Zweckes der Kirche aufzufinden. Dieses Mittel glaubt der Jesuitenpater gefunden zu haben, und er hat dasselbe dem Papste in einem vertraulichen Briefe vorgelegt. Er kommt in seinem Buche darauf zurück, um es nun offen der katholischen Welt Italiens zu empfehlen. Wir wollen glauben, daß der Wunsch, demselben schleunigeren Eingang zu verschaffen, den Vater bewogen hat, die Gefahr mehr als billig ins Schwarze zu malen, weil wir sonst über seinen politischen Blick ziemlich gering denken müßten. Er behauptet, daß in Frankreich die Scheu vor einem Kriege mit Italien behufs Rehabilitirung des Papstes die Herstellung der Monarchie gehindert, der katholischen Partei Gegner erweckt, zum Sieg der Commune und neuerdings der Radikalen beigetragen hat. Er nennt das neue Deutschland, zu dem

Italien durch die klerikalen Machinationen sich hingedrängt sieht, „den geborenen Feind des Katholicismus und den alten Nebenbuhler des lateinischen Stammes“ und prophezeit nichts Geringeres, als daß „das neue Deutschland sich Italiens bedienen wird, um Frankreich zu zertreten, dann auch Italien zertreten oder wenigstens schwächen und so der teutonischen Race die Herrschaft über das ganze südliche und westliche Europa sichern wird, während der Oststreifen dem slavischen Reiche dient. Es sind furchtbar traurige Prophezeiungen, ich sehe es; und wer in dieser Welt auch nichts weiter liebte als Italien, müßte darüber sein Herz sich zusammenziehen und sich fast zur Verzweiflung getrieben fühlen.“ —

Wir sind überzeugt, bester Vater, daß die Absichten Deutschlands nicht dazu angethan sind, Italien zur Verzweiflung zu treiben, — im Gegentheil! Nichtsdestoweniger wollen wir im Folgenden die auf Vermeidung der verzweiflungsvollen Ereignisse gerichteten Vorschläge der Betrachtung unterziehen.

Mahmud Pascha, der Eroberer von Konstantinopel.

Aus einem ungedruckten türkischen Volksbuch übersezt von
Gustav v. Eckenbrecher.

Wenn man von der Galata-Brücke in Konstantinopel nach dem großen Bazar Stambuls hinaufsteigt, führt der Weg durch eine lange, nur aus Kaufgewölben und Läden bestehende, und von dem Gewühl einer handeltreibenden Menge aller Nationen tagtäglich wimmelnde Straße, welche dort unter dem Namen „Mahmud Pascha“ allgemein bekannt ist: an ihr liegt auch das berühmteste der prachtvollen Bäder Stambuls, das ebenfalls diesen Namen trägt, und wenn man unfern des großen Bazars links von jener Straße abbiegt, und ein Gewirr von kleinen Gassen durchschneidet, so tritt man auf einen stillen freien Platz, von einigen alten Bäumen und Weinstöcken beschattet, auf dem eine Moschee aus der ältesten Zeit Stambuls steht, reich geziert mit dem Schmuck orientalischer Baukunst: auch sie führt den Namen Mahmud Pascha. Es ist das Gedächtniß eines der denkwürdigsten Männer der türkischen Geschichte, welches an diesen Namen sich knüpft. Mahmud Pascha war der Großvezier Muhammed's II., des Eroberers von Konstantinopel, und stand diesem fast während seiner ganzen Regierung theils als weiser Rathgeber, theils als